Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 62 (1982)

Heft: 11

Artikel: Das Gedicht, "zwecklos und sinnvoll" : zum ersten Band der Gesamtausgabe der Werke von Wilhelm Lehmann

Autor: Krättli, Anton

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-163946

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Anton Krättli

Das Gedicht – «zwecklos und sinnvoll»

Zum ersten Band der Gesamtausgabe der Werke von Wilhelm Lehmann

Der Streit darum, ob die Lyrik der Gegenwart in eher ungerechtfertigter Weise Eiszeit und Endzeit zum Ausdruck bringe und also Schwarzmalerei betreibe, scheint mir so unnötig wie symptomatisch. Da greifen – in einer deutschen Wochenzeitung – Lyriker und Literaten zur Feder, um darüber zu diskutieren, ob denn wirklich Depression und Verzweiflung angesichts des Zustandes der Welt Insignien ernst zu nehmender Poeten seien, allfällige Propheten der Fröhlichkeit dagegen harmlose Verseschmiede. Man kann sich kein Thema denken, das ärger an den Haaren herbeigezogen wäre als eben diese Frage, die keine ist. Doch es zeigt sich, dass einige Schriftsteller offenbar nur darauf gewartet haben, ihr Votum dazu abzugeben, selbstverständlich entschieden auf seiten derer, die sich für ihr Recht wehren, unter keinen Umständen fröhlich zu sein. Zwar ist ihnen dieses Recht ja nicht geradezu bestritten worden. Die blosse Feststellung jedoch, in der aktuellen Literatur, vor allem in der Lyrik dominiere Hoffnungslosigkeit, hat gruppenweise Entrüstung ausgelöst. Ob es denn etwa nicht zum Verzweifeln sei, wenn Granaten und Bomben auf unschuldige Zivilisten niedergingen, und ob denn die Gewalt im Flörsheimer Wald, Tränengas und Knüppel gegen die Startbahngegner, noch Raum für erbauliche Poesie lasse?

In dieser Hinsicht ist die überflüssige Diskussion immerhin symptomatisch. Denn sie macht deutlich, wie unreflektiert selbst Autoren Inhalt und Aussage des Gedichts, ja den Gemütszustand, für den es steht, zum Grund ihres Urteils machen, wie wenig sie bedenken, dass allein das Kriterium Qualität den Ausschlag geben dürfte. Da wird also vorausgesetzt, man könne den Dichter, dessen Gedicht der allgemeinen Unordnung und Verstörung die Ordnung entgegenstelle, zum vornherein als dichtenden Biedermann gering achten. Und da wird so getan, als sei nur ernst zu nehmen, wem die Zukunft *«eine Ruine am Horizont»* und die Gegenwart *«eine Tüte voll Angst»* ist. *Günter Kunert,* von dem diese Formulierungen stammen, ist aber nicht darum ein bedeutender Lyriker, weil sein Werk von

einem tapferen Pessimismus geprägt ist, sondern weil es standhält über die aktuelle Diskussion hinaus, weil es sich nicht verbraucht, sondern gebraucht wird. *Hilde Domin* spricht in ihrem Buch *«Wozu Lyrik heute»* davon, dass das Urteil verfälscht werde durch den Trend, der von den Managern des Literaturbetriebs von Fall zu Fall gefördert werde. Kann ja sein, dass dieser Trend – die Diskussion in der Wochenzeitung, von der ich ausgegangen bin, scheint es zu bestätigen – gegenwärtig das Depressive bevorzugt. Kann sein, dass Gesänge der Hoffnungslosigkeit und der Kälte als Ausdruck eines Zeitgefühls lyrische Konjunktur haben. Aber erst, was sich jenseits dieser zeitbedingten Wertschätzung behauptet und was fortwirkt auch in veränderten Perspektiven, hat vermutlich literarische Qualität. Wenn ihm die Trendgängigkeit nicht mehr hilft, muss sich zeigen, dass nicht der Konformismus zeitverhafteter Urteile, sondern die je selbstverantwortete, freiwillige und keiner Erpressung durch gemachte Meinungen ausgesetzte Zustimmung das Kunstwerk weiterträgt. Ein Fall, der sowohl als irritierendes Gegenbeispiel zur Auseinandersetzung um die Parallelität von Zeitstimmung und Lyrik wie als Prüfstein für aktuelle Massstäbe gesehen werden kann, bietet sich neuerdings in gesicherter Überlieferung an. Die auf acht Bände geplante Gesamtausgabe der Werke von *Wilhelm Lehmann* hat zu erscheinen begonnen. Der erste Band enthält sämtliche Gedichte. [1]

Wirkungsgeschichte

Als sich am 4. Mai 1982 Wilhelm Lehmanns Geburtstag zum hundertsten Male jährte, liess sich in unserer sonst so jubiläumsfreudigen Literaturwelt keine breiter ausgreifende Bewegung ausmachen. Es gab einige Gedenkartikel, es gab die Ausstellung im Schiller-Nationalmuseum in Marbach, und es gibt – glücklicherweise – die in Verbindung mit der *Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz* und dem *Deutschen Literaturarchiv in Marbach a. N.* begonnene Gesamtausgabe. Dieser Dichter, dessen überragender Rang zwar Kennern und Freunden früh schon bewusst war, hat den Wankelmut der Lesergunst und gar des Ruhms nur zu gut gekannt. Er war als Erzähler verhältnismässig früh bekannt geworden. Sein erster Roman, *«Die Bilderstürmer»*, fand enthusiastische Zustimmung durch die Kritik. Das war 1917. Als Erzähler und Romancier wurde er, gemeinsam mit Robert Musil, 1923 mit dem Kleistpreis ausgezeichnet. Weit grössere Schwierigkeiten erwuchsen dem Lyriker. Er hatte sein fünfzigstes Lebensjahr überschritten, als 1935 endlich die erste kleine Sammlung von Gedichten, *«Antwort des Schweigens»*, erscheinen konnte, übrigens im Widerstands-Verlag von Ernst Niekisch auf Empfehlung des damaligen Lektors Alexander Mitscherlich. 1937 wurde der Verlag verboten, die restlichen

Exemplare der kleinen Auflage übers Antiquariat verwertet. Wilhelm Lehmann war inzwischen ein dem Regime «unerwünschter» Autor geworden. Also Tauchstation, «innere Emigration», «überwintern» im Schuldienst, dem er bis zu seiner Pensionierung 1947 treu blieb. Nach dem Weltkrieg ging sein Stern ein zweites Mal auf: Er wurde Mitglied mehrerer Akademien, er erhielt den Kunstpreis des Landes Schleswig-Holstein, die Medaille der Universität Kiel, den Lessing-Preis der Stadt Hamburg, schliesslich das Grosse Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland und 1959 den Schiller-Gedächtnispreis des Landes Baden-Württemberg. Da war er siebenundsiebzig Jahre alt, ein weisshaariger, freundlicher Herr mit aufmerksamen Äuglein hinter dicken Brillengläsern. Dass er seit den dreissiger Jahren an einer Augenkrankheit litt und sein rechtes Auge damals völlig erblindet war, merkte man erst, wenn er einen Text genauer betrachtete und dabei etwas schräg aufs Buch spähte. Ich habe ihn als über Siebzigjährigen kennengelernt, als er mir auf eine Kritik antwortete und nach ein paar gewechselten Briefen erklärte, nun müsste man das Gespräch eigentlich bei einem Glase Wein fortführen können. Er besuchte regelmässig Freunde in der Schweiz, und anlässlich eines dieser Aufenthalte kam es dann zur ersten Begegnung, der später noch weitere folgten.

Was mich wunderte: Wilhelm Lehmann nahm die Wertschätzung und die hohen Ehrungen, die ihm zuteil wurden, in heiterer Gelassenheit hin. Es war die Zeit, da er neben den ganz aktuellen Koryphäen der Literatur auch etwa an einer Matinee auf der Bühne des Schauspielhauses auftrat, damals ein verehrter Autor des Suhrkamp-Verlages, der 1957 eine Ausgabe der Gedichtbücher in einem Band herausgebracht hatte. Die Gesamtausgabe jedoch, die *Agathe Weigel-Lehmann, Hans Dieter Schäfer* und *Bernhard Zeller* als Herausgeber betreuen, erscheint bei Klett-Cotta in Stuttgart. Wilhelm Lehmann wusste, wie wankelmütig und trügerisch öffentliche Gunst sein kann. Er gab sich keinen Illusionen hin. Als er 1968 in Eckernförde starb, war sein zweiter Ruhm zu Lebzeiten schon wieder Vergangenheit geworden. Die Zeit favorisierte und verlangte das politische Gedicht, das Manifest und in jedem Fall das, was sie als «Engagement» verstand. Der «Naturlyriker» Wilhelm Lehmann passte wieder einmal nicht in die literarische Landschaft. Aber er hatte das wohl vorausgesehen. Zweimal in seinem langen und entbehrungsreichen Leben war er «im Kommen» und dann gar im Mittelpunkt des literarischen Gesprächs, zweimal sank er mit seinem gesamten Werk in die Vergessenheit zurück. Es gab natürlich immer die Kenner und die Freunde, und ihre Liste trägt Namen, die für den Rang des Lyrikers vor allem zu bürgen wohl in der Lage sind. Ich nenne *Elisabeth Langgässer, Günter Eich, Karl Krolow, Erika Burkart.* Aber dem Trend entspricht sein Werk am hundertsten

Geburtstag des Dichters nicht. Wäre es aber durch seine Präsenz in der Lage, ihn vielleicht in Frage zu stellen? Lehmans Werk – so seine Herausgeber –, das massgeblichen Einfluss auf die Entwicklung der deutschen Nachkriegslyrik genommen habe, sei einer eigentümlichen Vergessenheit der Klassizität anheimgefallen. Für mich jedoch ist es literarische Gegenwart, meinetwegen verborgene oder kaum beachtete Gegenwart, dennoch eine Kraft, die notwendig und wichtig ist. Es stimmt etwas nicht, wenn Lizentiaten der Germanistik den Namen und das Werk dieses Dichters nicht kennen. Wie wollen sie kritisch beurteilen, was – zum Beispiel in einem Streitgespräch in einer deutschen Wochenzeitung – über Dichtung und ihre Wirkungsweise behauptet wird, wenn sie Wilhelm Lehmanns Gedichte, wenn sie seine Poetologie nicht kennen?

«Poesie als Einwilligung in das Sein»

Oft hat sich Wilhelm Lehmann – in Zeitschriftenbeiträgen, mündlichen Selbstkommentaren an Autorenabenden und in Briefen – über seine Poetologie geäussert. Nur schon ein erster Überblick über die Titel solcher theoretischen Schriften, zum Beispiel in der Sammlung, die Werner Siebert 1956 herausgegeben hat, macht uns heute bewusst, wie anders, wie ursprünglich sein Selbstverständnis als Dichter gewesen ist, wie sehr es sich von dem unterscheidet, was beispielsweise in der erwähnten Lyrik-Diskussion behauptet wird. Die Arbeit des Dichters, so sagt er etwa in kühner Vereinfachung, bestehe darin, *«irdisches Dasein zu befestigen»*. Um zu verstehen, was damit gemeint ist, muss man wissen, dass hier offensichtlich von den Wechselwirkungen zwischen Wirklichkeit und Magie die Rede ist, so zwar, dass das genau erfasste Bild, die sinnliche Wahrnehmung der Ausgangspunkt ist, der das Geheimnis erschliesst. Seinem ersten Gedichtband gab Wilhelm Lehmann den Goethe-Vers mit auf den Weg: *«Naturgeheimnis werde nachgestammelt.»* Er steht in der *«Marienbader Elegie»*, nämlich in den Versen:

«Nur immerzu! Euch ist die Welt erschlossen,
Die Erde weit, der Himmel hehr und gross;
Betrachtet, forscht, die Einzelheiten sammelt,
Naturgeheimnis werde nachgestammelt.»

In den einzelnen Erscheinungen, die der Dichter so genau wie möglich bezeichnet, enthüllt sich ein Ganzes. Im Symbol, im Märchen und in der Sage ist Wesentliches aufgehoben. Das Gedicht *«stiftet eine tiefe Ordnung im Durcheinander der Beziehungen zwischen innen und aussen, zwischen den Jahreszeiten und den Menschen, zwischen den Dingen untereinander.»*

Als ihm 1953 der Hamburger Lessing-Preis verliehen wurde, spät und nach vielen Entbehrungen, schrieb Wilhelm Lehmann über seine Dankesrede den Titel: *«Kunst als Jubel der Materie.»* Er führt darin aus, wir seien aus dem Paradies der alten Einheit vertrieben, wir hätten das Ganze verloren. Die Kunst habe die Macht, es wieder sichtbar und erfahrbar zu machen. Dichtung dieser Art sei nicht Flucht, sondern Vorhandenheit und Gegenwart.

Das klingt sehr fremd in heutiger Zeit wie manches, das in dem Sammelband *«Dichtung als Dasein»* aufbewahrt ist. Hier ein paar Beispiele:

«Ein junger Freund, der zur Besatzungstruppe in Frankreich gehörte, erzählte, er wäre nach dem Zusammenbruch des Hitlerregimes nur deshalb nicht von den Partisanen erschossen worden, weil er sich in der marxistischen Ideologie auskannte. Viel länger ist es her, dass die Syrakusaner, nach der Niederlage des Nikias, diejenigen griechischen Gefangenen freiliessen, die etwas aus dem Euripides rezitieren konnten.

Heute muss bei uns der Dichter um Entschuldigung bitten, dass er dichtet.»

«Heute lässt man allenfalls Dichtungen gelten, die ‚Weltanschauungen' liefern, das heisst, dem Durcheinander des heutigen Lebens eine ‚abschliessende' Lösung verordnen. Damit ist gesagt, dass die Grundsituation des Dichterischen von vornherein verkannt und das Poetische mit anderen Betätigungsarten verwechselt wird. Dichtung schaut die Welt an.» (Dichterische Grundsituation und notwendige Besonderheit des Gedichts, 1953)

«Definiert man das Gedicht als den Ausdruck eines Existenzmaximums, eines Empfindungsereignisses innerhalb des geläufigen Empfindungsschemas, folglich als Sprache innerhalb der Sprache, so ist der Grad der Arbeit gekennzeichnet, die der Lyrik gilt. Die Schwierigkeit des Produzierens wächst, mit ihr diejenige des Zuhörens.»

«‚Energy is eternal delight', sagte William Blake. Dichterische Sprache reportiert nicht, sondern entdeckt, zeugt, verändert, ruft zu neuen Ufern: sie geschieht.» (Verlust der Wirklichkeit)

«Nun ist reines Empfangen gesammelten Wesens von je selten. Heute verschwindet es fast vor lauter ‚Problematik'.» (Dichtung und Dichter heute)

Die paar Zitate, aus Aufsätzen und Reden Lehmanns herausgegriffen, lassen erkennen, worum es ihm geht: um das gesammelte Wesen, um das entdeckende, zeugende, Wirklichkeit herstellende Wort, um Dichtung, nicht um Ideologie. Man wird dabei bedenken, dass diese Vorstellungen von dem, was die Dichter stiften, in schwerer Zeit und durchaus nicht in einer «heilen Welt» entwickelt worden sind. Ein wirkliches Gedicht rechtfertige das

Dasein: so kann am Ende nur sprechen, wer keine Ursache hat, das Dasein an und für sich für gerechtfertigt zu halten.

Aber Lehmann trennt von den Heutigen sein Vertrauen in die grosse Natur, in die Wirklichkeit, die es wiederzufinden und zu befestigen gilt. Er hat offensichtlich – auch wenn es das Schicksal nicht besonders gut mit ihm gemeint hat, auch wenn die Weltgeschichte vom Ursprung weg ins Unheil stürzt, auch wenn die Verbrecher regieren – keinen Zweifel daran, dass es einzig darauf ankommt, gesammeltes Wesen rein zu empfangen. Darin unterscheidet er sich von Lyrikern wie Günter Kunert zum Beispiel, der feststellt, dass die Grundlagen selbst der Erosion anheimgefallen sind. Der Raubbau, das Zerstörungspotential, die rasende Vermehrung der Erdbevölkerung, die Erfahrung auch, dass es biologisch nicht in uns angelegt ist, dass wir uns freiwillig einschränken, lassen ihn an unser aller Zukunft zweifeln. Und die Dichter sieht er infolgedessen von ihrer hohen Position als Seher und Künder, als Inhaber urtümlicher Weisheit und Stifter des Bleibenden abgerutscht in eine untere Sphäre. Sie sind Clochards, Spinner und Nörgler geworden.

Das eigentlich wäre zu fragen: Hat jenes Vertrauen wirklich ausgespielt und keine Chance mehr, aus dem die Gedichte von Wilhelm Lehmann ihre beglückende Energie beziehen? Oder anders: Kann der Widerstand gegen eine allzuweit schon fortgeschrittene Entwicklung anders nicht geleistet werden, als indem Ende und Untergang als Flammenschrift an die Wand gemalt werden? Hier soll nicht einem Verhalten das Wort geredet werden, das darin besteht, den Kopf in den Sand zu stecken und nicht wahrhaben zu wollen, was sich abzeichnet. Man wird jedoch gerade diesem Dichter nicht vorwerfen, dass er sich der grausamen Realität entzogen habe. Auch verabscheut er jedes Ungefähr und gibt sich nicht der Stimmung oder der flüchtigen Impression hin. Er ist mindestens so kritisch, mindestens so skeptisch wie die kritischen Autoren von heute, und was das genaue Hinschauen betrifft, so ist er manchem von ihnen überlegen. Eins freilich mag vielen befremdlich vorkommen, weil lebendige Überlieferung hier nicht mehr besteht wie noch zu Wilhelm Lehmanns Zeiten, die weit hinter den ersten Weltkrieg zurückreichen. Ich meine Mythologie, Märchen und Sage, die antike, griechische Welt der Götter und Heroen ebenso wie die germanische, dazu ein magisches Weltverständnis, das allenfalls noch bei Naturvölkern anzutreffen ist. Wilhelm Lehmann war der Überzeugung, *«etwas roh Zeitgenössisches»* könne restlos veraltet, etwas ganz Altes dagegen modern sein. Seine Gedichte wirken darum oft wie Gebilde ausserhalb der Zeit oder wie Brennpunkte, in denen sich so etwas wie archaische Gegenwart einstellt: Gegenwärtigkeit des zeitlich Entlegenen wie des unmittelbar Sichtbaren.

Das Gedicht als «Ruhm des Daseins»

Im Sommer 1966, in seinem vierundachtzigsten Lebensjahr, liess er in der «Neuen Zürcher Zeitung» das Gedicht *«Meine Zeit»* erscheinen:

«Ein Windstoss verschlug die Seiten
Und liess es vom Schosse gleiten,
Das Buch voll anderer Zeiten,
Da Laurin und Elberich reiten.

Bei nicht mehr grauem, bei weissem Haar
Gedichtet bleibt die Welt mir wahr,
Aufgehoben im Immerdar.
Meine Zeit geht durch die Zeiten:
Laurin und Elberich reiten.»

Die Welt der mittelalterlichen Heldenepen, dreizehntes Jahrhundert, verbindet sich mit der Gegenwart, der Zwergenkönig Laurin und Elberich reiten noch immer. Das Gedicht heisst *«Meine Zeit»* und hebt die linear ablaufende Zeit auf. Ein besonders reizvolles Beispiel für das selbstverständliche Ineinander von Gegenwart, Mythos und Kunst ist das Gedicht *«Fahrt über den Plöner See»*. Es ist im August 1940 entstanden und lautet:

«Es schieben sich wie Traumkulissen
Bauminseln stets erneut vorbei,
Als ob ein blaues Fest uns rufe,
Die Landschaft eine Bühne sei.

Sich wandelnd mit des Bootes Gleiten
Erfrischt den Blick Laub, Schilf und See:
Hier könnte Händels Oper spielen,
Vielleicht Acis und Galathee.

Die Finger schleifen durch die Wasser,
Ein Gurgeln quillt um Bordes Wand,
Die Ufer ziehn wie Melodien,
Und meine sucht nach deiner Hand.

Wenn alle nun das Schifflein räumen,
Wir endigen noch nicht das Spiel.
Fährmann! die runde Fahrt noch einmal!
Sie selbst, ihr Ende nicht, das Ziel.

Es schieben sich wie Traumkulissen
Bauminseln stets erneut vorbei,
Als ob ein blaues Fest uns rufe,
Die Landschaft eine Bühne sei.

Sich wandelnd mit des Bootes Gleiten
Erfrischt den Blick Laub, Schilf und See:
Wir dürfen Händels Oper hören,
Man gibt Acis und Galathee.

Wir sehen, was wir hören, fühlen,
Die Ufer s i n d die Melodien.
Bei ihrem Nahen, ihrem Schwinden,
Wie gern mag uns das Schifflein ziehn!

Dort schwimmt bebuscht die Prinzeninsel,
Hier steigt die Kirche von Bosau –
Wir fahren durch den Schreck der Zeiten,
Beisammen noch, geliebte Frau.

Heisst solcher Übermut vermessen?
Rächt sich am Traum der harte Tag?
Muss seine Eifersucht uns treffen,
Wie den Acis des Riesen Schlag?

Die Götter sind nicht liebeleer –
Was ihr den beiden tatet, tut!
Die Nymphe flüchtete ins Meer,
Acis zerrann zu Baches Flut.»

In diesen zierlichen, rokokohaften Strophen wird in der Form der Wiederholung und der Variation fast lehrhaft vorgeführt, wie sich aus Landschaftserlebnis, dunkler Kriegszeit (*«Sie haben Weimar bombardiert»,* heisst es im Tagebuch), der Erinnerung an Händels Oper und dem Mythos von Acis und Galathee jenes *«gesammelte Wesen»* herstellt, das im Gedicht zu wirken beginnt wie ein Zauber. Denn Reim und Wiederholung sind hier eingesetzt wie im Zauberspruch. Beschworen aber wird die Unzerstörbarkeit der Natur. Die Sage von Acis und Galathee erzählt, dass Polyphem, der im Zorn einen Felsbrocken auf den jungen Schäfer schmettert, nur bewirkt, dass dieser sich in einen Bach verwandelt. Dies ist im fahlen Lichte der Zerstörungen, die jetzt drohen oder bereits im Gang sind, möglicherweise keine Hoffnung mehr.

Peter Demetz glaubt, dass Brecht und Lehmann die einzigen wahren Antagonisten der neuen deutschen Dichtung seien. Es sieht so aus, als habe Brecht die spätere Entwicklung nachhaltiger beeinflusst und den Streit auch

in der Lyrik für sich entschieden. Es sind seine Schüler und Nachfolger, die das Feld beherrschen. Lehmanns Naturlyrik, von englischen und gälischen Vorbildern beeinflusst, hat in der Nachkriegszeit ihre Wirkungen gezeitigt. Aber die späten sechziger Jahre gaben den Dichtern, welche die Welt anschauen und entdecken, keine Chance mehr. Die politischen Aktivisten, auch in der Lyrik, gewannen die Oberhand, und wenn auch inzwischen Resignation und Rückzug auf das Private die politischen Aktivitäten abgelöst haben, so hat sich doch das Dichterbild nicht durchgesetzt, das Wilhelm Lehmann in seinen poetologischen Schriften entwirft und das er selber verkörpert. Aber es ist jetzt wenigstens wieder nachprüfbar, was er geleistet hat und wofür er steht. Hans Dieter Schäfers sorgfältige Edition der sämtlichen Gedichte und die übersichtlich angeordneten Anmerkungen mit Bibliographie und Zeittafel erleichtern den Zugang zu einem Werk, dem – widrigen Vorzeichen zum Trotz – Zukunft zu wünschen wäre.

Wilhelm Lehmann liebte es, im Gespräch, bei Lesungen oder in Vorträgen die Entstehung seiner Gedichte zu erläutern. Meist trug er die Verse, zum Beispiel die *«Fahrt über den Plöner See»*, ein erstes Mal vor, erklärte dann die Namen und die mythologischen Zusammenhänge, ging auf Situationen und Ereignisse ein, um dann das Gedicht noch einmal zu lesen. Mir liegt ein besonderes Dokument dieser Art vor: der Vortrag *«Sprache als Ereignis»*, den der Dichter anlässlich des neunzigjährigen Jubiläums des Matthias-Claudius-Gymnasiums in Wandsbek, als einer seiner damals ältesten Abiturienten, im Oktober 1962 gehalten hat. Der Text ist im Mitteilungsblatt der Schule im Januar 1963 abgedruckt, und darin gibt es die folgende Stelle:

«Schleswig-Holstein war vor fünfzehn Jahren die Abfallgrube des verlorenen zweiten Weltkrieges. Es war, als ob dieses Land das Ziel des ganzen geschlagenen Heeres und aller Vertriebenen bedeutete. Die kleine Stadt, in deren Nähe ich lebte, quoll über von einer riesigen Masse entwurzelter Menschen, die zu Schiff, in Wagen, in Trecks, in Autos, zu Fuss anlangten und mit wilder Hast in irgendwelche Behausungen der Stadt, der Dörfer gestopft wurden. Eine bei uns untergebrachte junge Ostpreussin sollte gebären. Der Ungewissheit, wo Mann und erstes Kind weilen mochten, und den ersten Wehen hielt ihre Heiterkeit stand, sie vermochte über ihren Körper zu scherzen. Da aber die Seufzer länger und schwerer wurden, eilte ich von meinem kleinen Dorf in das nächste, grössere, die Hebamme zu holen. Es gab weder Telephon noch Auto. Was verschlug dem entsetzlichen Tumult die Hervorbringung eines neuen Lebens? Da geschah es. Als ich die vertrauten Wege lief, bemächtigte sich meiner die getroste Glorie des hellen Junitages. Der Wind, uns meist befeindet, hatte sich gelegt. Eine

grüne Pastorale tat sich auf. Die Wesen riefen: ‚Wir sind auch noch da!' Im Schutz eines Steinbruchs breitete sich ein weisses Beet samenden Wollgrases; Spindeln, Rocken gleich, ragten die Stengel. Das Korn blühte, der Sand wärmte. Der fade Todesernst setzte aus, eine Ordnung gegen alle Unordnung drang durch. Erneuerung des Lebens, welcher Leichtsinn! War es dennoch nicht richtig, dass es zugrunde gehe? Ich eilte, aber ich hastete nicht. Alte Lebens-, Liebesempfindung regte, alte Bilder, alte Vorstellungen meldeten sich, den Triumph des Unwiderstehlichen zu bekräftigen. Alles bekam plötzlich das Recht auf sich selbst zurück. Das Tohuwabohu wich dem Orbis pictus, einem Bilderbuch aller Zeiten, aller Gegenden. Und so lautete die Stenographie der Dichtung, wie sie im Wenigen ein Viel speicherte, Eindrücke verwandelnd, Empfindung rhythmisch beherrschend:

RUHM DES DASEINS

Da sie dem Ohr entfloh,
Verklungene Pastorale, wo?
Der Wind hat sie ins Nichts gestöhnt.
Das Nichts gibt sie zurück. Sie tönt:

Der Wind, gezähmt, glättet die Wollgrasflocken,
Die Steine bettet weisser Klee.
Herkules sitzt und spinnt am Weiberrocken,
Ihn kirrte lydische Omphale.

Den Atem freut erlaubte Frist.
Still rühmt das Dasein sich. Die Frucht weiss ihren Kern.
Mit seinem Rebhuhn spielt Johannes, der Evangelist.
Selbst Ahasver zieht seine Strasse gern.»

Vielleicht muss zur Erklärung der Verse noch angeführt werden, dass Herkules einmal auch der Königin Omphale von Lydien gedient hat und so verliebt war, dass er für sie am Spinnrocken sass. Und dem alternden Evangelisten Johannes, wie Renaissancebilder zeigen, soll zum Zeitvertreib ein Rebhuhn geschenkt worden sein. *«Der Wesen Signatur»* im Sinne Jakob Böhmes (*«De signatura rerum»*) ist es, was der Lyriker sucht, das Zeichen, das in allem ist, übergeordnet den Fährnissen des Tages. Hier schliesst sich, als letztes Beispiel, das Gedicht *«Unberührter Ort»* an, ein Beispiel, das mir für Lehmann besonders charakteristisch scheint:

«Septemberpause, da schweigt der Wind.
Unter hohem Himmel, bei Hafergebind,
Chronist, memorier
Geschwindes Jetzt, veränderliches Hier.

Den unberühmten Ort
Bemerkte kein schallendes Wort.
Nie hat er Charlemagne gesehn,
Auch keine Schlacht ist ihm geschehn.
Die Hecken tapeziert der Harlekin mit Flügelseide.
Sie stünde Kaiser Karl wie Hermelin zum Kleide.
Der Apfel bleibt liegen, wohin er fiel;
Den Sand des Weges schlitzt ein Bauernwagen.
Die Stare sammeln sich. Sie halten Konzil.
Hör zu, Chronist, schreib mit, was sie sagen.»

«Zwecklos und sinnvoll»

Nach Auschwitz könne kein Gedicht mehr geschrieben werden, war eine Zeitlang eine der Parolen, die den literarischen Betrieb bestimmten. Man scheut sich, die Greuel, die seit Auschwitz geschehen und bekannt geworden sind, an jenem bestialischen Verbrechen zu messen und für geringer, gleich gross oder gar grösser zu erklären. Der Zustand der Welt ist jedenfalls nicht von der Art, dass er – im Sinne jenes an sich nicht zu widerlegenden Diktums – zu Gedichten Anlass gäbe. Dennoch entstehen sie. Ich meine nicht die verkappte Prosa, nicht das Gestammel in verstümmelten Zeilen und Sätzen. Ich meine das genau Geschaute, das klar Gedachte und angemessen Geformte. Im Gedicht wird ein Gesetz sichtbar, es ist das Gegenteil von Willkür und Beliebigkeit. Und durch tausend Jahre literarischer Überlieferung hin ist dieses Gesetz am Werk. Wir mögen eine Anthologie zur Hand nehmen, nach welchen Gesichtspunkten sie auch gegliedert sei, wenn sie nur von den Merseburger Zaubersprüchen bis zur Gegenwart reicht: es zeigt sich, dass das Verbindende stärker ist als das Trennende, die Form in all ihrer freien Variation dauerhafter als der Wechsel der Epochen und Stile. Das Verfahren etwa, das *Heinz Piontek* in seiner grossen Sammlung deutscher Gedichte anwendet, indem er nicht chronologisch oder historisch gliedert, sondern nach Themen ordnet, was er aus der lyrischen Überlieferung von tausend Jahren ausgewählt hat, erweist sich als vollkommen natürlich.[2] Und es sind ja auch die uralten und ureigenen Erfahrungen der *conditio humana,* die im Gedicht ihren geläuterten, gültigen Ausdruck finden. Einsicht, Entdeckung, Erkenntnis der Wahrheit verdanken wir der genauen Form, als die wir es definieren könnten. Himmel und Erde, der Gang des Jahres, Sehnsucht und Wanderschaft, Liebe, Freundschaft und Geselligkeit, Furie des Krieges und wiederum Frieden, Todesschatten, Zeit und Ewigkeit, – es sind ein paar Rubriken, wie sie Piontek gewählt hat, um

die Fülle der Gedichte zu ordnen. Matthias Claudius steht da neben Wilhelm Lehmann, Johann Wolfgang Goethe neben Günter Eich, Hölderlin neben Trakl, und da es Gedichte sind, wirkliche Gedichte, heben sie in Sprache auf, was Wilhelm Lehmann – nicht besonders schön, aber am Ende zutreffend – *«ein Existenzmaximum»* genannt hat: das Empfindungs*ereignis* im Empfindungs*schema,* Sprache innerhalb der Sprache. Man kann nicht sagen, dass die allerneusten lyrischen Texte, die in die Sammlung Aufnahme gefunden haben, Gedichte von Rolf Dieter Brinkmann, von Sarah Kirsch oder von Peter Rühmkorf, im geringsten davon abweichen. Auch Günter Kunert ist mit einigen Gedichten vertreten, unter anderem mit einem, das ausspricht, wie das Gedicht sein soll: *«Zwecklos und sinnvoll»,* nämlich *«zur Unterdrückung nicht brauchbar / von Unterdrückung nicht widerlegbar».*

[1] Wilhelm Lehmann, Gesammelte Werke in acht Bänden. Band 1: Sämtliche Gedichte, herausgegeben von Hans Dieter Schäfer, Klett-Cotta, Stuttgart 1982. – [2] Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit, deutsche Gedichte aus tausend Jahren, herausgegeben von Heinz Piontek. Albrecht Knaus Verlag, Hamburg 1981.